

☞ Otto auf der Goldsuche. ☞

Skizze von Elise Krafft (Berlin-Karlshorst).

(Nachdruck verboten.)

Er hatte bisher schon so ungefähr alle Sammelleidenschaften durch. Mit Straßenbahnfahrtscheinen hatte er als Vierjähriger begonnen, Hufeisen, alte Nägel und Bindfäden folgten, es kam die Periode der Hosentknöpfe, der Brief- und Kellamemarken, der Liebigbilder und Ansichtspostkarten, die sogar durch drei ganze Schuljahre ging. Als Zehnjähriger ging die Sammelwut in ein einsichtiges Pressen von Pflanzen und Blumen aller Art über, mit elf bis zwölf Jahren legte man sich eine Münzsammlung an, die aber wegen des geringen und wertlosen Bestandes sehr schnell an Interesse verlor, und als an Ottos dreizehntem Geburtstag der Krieg ausbrach, erklärte der Untertertianer stolz, jetzt nur noch für Wohlfahrts- und ähnliche edle Zwecke zu sammeln, und begann mit altem Metall, ähnlich so wie als Vierjähriger, da jeder Fund auf der Straße einen Reichtum für die unerschöpflichen Hosentaschen ergab.

Mit einer Gründlichkeit, wie man sie nie vorher an dem Jungen beobachtet, wurde in allen Ecken gekramt und gesucht; der elterliche so wie die Speicher sämtlicher Verwandten und Bekannten waren nie sicher vor dem plötzlichen Besuch Ottos, des Sammlers, und als im Laufe der Zeit das Vaterland nach Gummi verlangte, gab es fortgesetzt Kämpfe zwischen Otto und einem der zahlreichen Familienangehörigen, die ihre Gummischuhe und Gummiabsätze durchaus noch nicht für Wohlfahrtszwecke geeignet fanden wie Otto, der kaltblütig die eigene Großmutter ohne schützende Überschuhe in das fürchterlichste Regenwetter hinausgejagt hätte, wenn er dafür wieder ein halbes Pfund Gummi seiner Sammlung für Kriegszwecke einverleibte. Seit kurzem aber wurde es ganz schlimm. Otto sammelte Gold.

Die Lehrer in der Schule hatten den Schülern klar gemacht, daß noch viele Millionen Gold von unpatriotischen Menschen aus ganz ungerechtfertigtem Egoismus zurückgehalten wurden, und daß es direkt Ehrensache jedes Knaben wäre, das versteckte, löstliche Material zur Blüte des Vater-

landes, wo es nur anging, hervorzulocken und in der Schule gegen Papiergeld einzutauschen. Als Belohnung dafür gäbe es dann für die Goldsammler ein wundervolles geschichtliches Dokument mit der von Lorbeerblatt, schwarzweißroten Fahnen und dem Eisernen Kreuz umrahmten Inschrift: „Kommt' ich auch noch nicht Waffen tragen, so halt ich doch die Feinde schlagen!“ ... Dieses Dokument wollte und mußte Otto eringen. Koste es, was es wolle. Mit der Mutter fing er an. Sie, die Sanfte, Gute, war für alles zu haben, das wollte er. Mit einer Zärtlichkeit, die ihm eigentlich in seinen erwachenden Jünglingsjahren schon etwas abhanden gekommen war, umschlich er die am Kuchherd hantierende und hatte sogar noch die blaue Schülermütze auf dem Blondkopf.

„Hast Gold, Muttnen?“

Sie lachte und schob die ungewohnt streichelnden Finger von sich fort.

„Aber Jungchen, was denn für Gold? Meine alten Broschen sind Andenken, die Uhr ist Vaters Hochzeitsgeschenk und die eisernen Ringe haben wir doch schon mit der In-

schrift: „Gold gab ich für Eisen“ ...

Otto zuckte die Schultern.

„Ach, was denkst, Mutter! Ich meine doch richtiges Gold! Rüste doch raus mit, Muttnen, etwas hast doch sicher noch —“

Aber da war die fleißige Hausfrau ganz entrüstet und rot geworden: „Daß du mich so schleichst kennst, Junge! Vater im



Am Jakobsbrunnen.

(Siehe Anhang „Vom gelobten Lande“ auf Seite 99)

Bums . . . lag der ganze Durchschlag mit Apfelsmus, das Anna am Küchenfenster durchrühren wollte, auf dem Fußboden.

„Aber Anna,“ sagte die Hausfrau ärgerlich, „was machen Sie denn?“

„Na, wo ich mir doch so verschroden hab,“ verteidigte sich das Mädchen. „Von wegen das mit die Feinde halten! Und denn überhaupt, der Appelmus war nur noch Pöle . . .“

Da aber stand Otto schon vor dem Küchenfensterbrett, packte die Aufstreifende an den nackten Armen und hielt die Gesetze samt dem Durchschlag mit der Apfelspele fest . . .

„Sie haben noch Gold!! Sie haben sich eben verraten! Na, damit, wenn ich Sie nicht als Verräterin vors Schaffot bringen soll!“

„Aua, aua, willstest loslassen! Wo hab ich denn Gold? Nicht mal! Silber, am vierundzwanzigsten,“ was denkstest denn von mir? Bloß meine Tante, die wo damals aus Pirkallen wechslüchtete von wegen die Rosaken, die hat noch ne Brosche umgehakt mit 'en Goldstück von Kaiser Friedrich, jawoll, hab ich selberst jesehn, die muß sie auch rausrüden, aber laß bloß los . . . aua . . .“

„Otto,“ mahnte die Mutter, „was ist denn das nun wieder?“

„Wo wohnt Ihre Tante, Emma . . . ich gehe hin zu Ihrer Tante Emma,“ betonte der leidenschaftlich.

Anna aber stand ganz geknickt.

„Ja, wenn ich das man bloß selber wüßte, Ottochen. Als se in 'n Juli von hier is wechjemacht, ging sie zu mein Onkel Karl und von dort nach Frieda Hannemann, da irgendwo in Westpreußen, und von dort is se woll wieder . . .“

Aber Otto hörte nicht mehr, er war schon draußen, versetzte den im Korridor spielenden jüngeren Geschwistern ein paar wütende Püffe und ging zu der Tante, die in den Vorderzimmern Staub wischte, und, seit der Vater im Kriege war, ganz zu der Schwester und viel geplagten Hausfrau übergesiedelt war.

„Hast Gold, Tante?“

Das junge Mädchen lachte.

„Hältst du mich für so reich, Junge? Ich wünschte, ich hätte was, . . . einen ganzen Sad voll, . . . hei!“

„Na . . . sieh doch mal nach, Tante!“ drängte Otto. „Weißt vielleicht selber nicht! Ich sammle doch. Für die Schule. Sei doch nicht so! Kriege ein Dokument dafür: „Konnt' ich auch nicht Waffen tragen, Half ich doch die Feinde schlagen.“ . . .“

„Sehr schön,“ seufzte die Bedrängte. „Aber ich habe doch nichts, Ottochen. Arm wie eine Kirchenmaus. Alles für Liebesgaben draufgegangen. Höchstens reicht es noch in diesem Monat für einen Nagel auf Hindenburg. Den darfst du einschlagen, wenn du willst. Aber Gold . . . da wirst du wohl wenig Glück haben mit deinem neuesten Sport.“

Jetzt erst nahm Otto die Mühe ab. Er merkte, daß er sie noch auf hatte, als ihm heiß über dem blonden Scheitel wurde. Und bei Tisch war er sehr einsilbig, und als Mutter ihn zu necken begann mit der Goldsammlung, fuhr er hoch und erklärte, er ginge heute nicht eher schlafen, als bis er mindestens drei Goldstücke hätte. Und das Dokument würde er sich selber einrahmen, das käme in seinem Zimmer direkt unter das Kaiserbild und neben Vaters letzte bunte Feldpostkarte aus Kawa-Ruska . . .

Nach Tisch klingelte er den Nachbar aus dem Mittagschlaf. Ganz egal, er wollte Gold.

Der alte Herr sah ihm hochrot in das Kindergeßicht und warf ihm die Tür vor der Nase zu. „Wenn du noch mal von zwölf bis vier Uhr mittags mit deinen verfligten Vater.“

Da klingelte er in der dritten Etage, in der vierten und in der fünften. Niemand hatte Gold.

Er stieg die vielen Treppen wieder hinunter, sah mit beängstigender Klarheit den hellen Tag schwinden, die Dämmerung herankriechen und mit ihr auch so nach und nach die Schlafenszeit. Und er hatte einen Schwur vor Mutter, Tante und Geschwistern getan . . .

Um fünf Uhr war er bei der Großmutter. Da bekam er drei Äpfel, vier Pflaumen, sehr viele gute Ratsschläge, nur kein Gold.

„Das kriegt man heutzutage nur noch durch List aus seinen Verstecken,“ meinte sie. „Ich bin überzeugt, Onkel Julius hat seinen ganzen alten Rollsekretär noch voll. Und Tante Berthchen weiß auch, warum sie immer so ängstlich ihre Sicherheitskette an der Tür dreimal umschlingt. Aber gutwillig räumen die ihre Goldgrube nicht aus, . . . nur durch List, . . . Jungen.“

„Durch List,“ . . . hörte Otto.

Zuerst fuhr er zu Onkel Julius mit dem Rade.

Der alte Herr stand in seinem Obstgarten und nahm steinharte Birnen ab.

„Die werden besser in meinen Töpfen geschmort, wie von fremden Händen gestohlen,“ erklärte er dem Großneffen. „Aber wenn du eine willst, lieber Otto . . .“

Otto wollte keine. Gold wollte er. Aber durch List.

Eine ganze Weile starrte er tiefsinnig in die schmalen, bunten Gartenwege des Vorortes, dann gab er der Leiter, auf der Onkel Julius stand, einen kleinen sanften Stoß und seufzte.

„Heut ist noch kein Siegesläuten gewesen, Onkel, . . . dauert diesmal lange. . .“

Der Birnenpfänder warf polternd seine harten Früchte in den Korb. „Wovon soll auch? Immer klapp'ts nicht! Und im Osten kämpft ja jetzt der Zar selber mit . . .“

Wieder ein Stoß an die Leiter. Die Finger des auf List sinnenden Knaben zuckten gewaltig.

„Na, laß man, Onkel, . . . von morgen ab hat kein Feind mehr was zu lachen. Da kommt doch die neueste Verordnung in Kraft. Is eigentlich noch geheim, . . . aber es soll Strafe sein für die schlechten Patrioten, sagt unser Lehrer. Mutter ist froh, daß sie kein Gold mehr im Hause hat . . . na . . . wer hat wohl noch was? Vielleicht keiner, . . . hoppla, Onkel . . . nicht fallen mußte!“

Der alte Herr war aber noch nicht ganz unten, nur drei Sprossen tiefer war er gestiegen.

„Was . . . was ist mit dem Gold? Was fäselst du da, Junge?“

„Fäseln . . .“ sagte Otto beleidigt. „Ich fäsele doch nicht. Ist doch pure Wahrheit, daß von morgen ab jedes Goldstück bloß noch halben Wert hat. Unsere Schule tauscht bloß noch bis morgen früh um. Na, Onkel, da werden manche Augen machen . . .“

Nun wäre er doch beinahe gefallen, der alte Herr. Wenn ihn der Großneffe nicht liebevoll aufgefangen hätte. Samt dem Korb steinharter Birnlein.

„Ha . . .“ schrie er, wild mit den Armen umherfuchtelnd, „wie wollen denn die das machen, die hohen Herren da oben? Gold bleibt Gold . . . und nach dem Kriege hat es erst recht Wert, da wird erst recht neues geprägt, . . . das ist Blödsinn!“

„Wieso?“ fragte Otto sehr sanft. „Das neue Gold wird ja schon gelten, aber das zurückgehaltene mit den alten Jahreszahlen vor dem Kriege nicht . . . ich bin bloß froh, daß mir Großmutter noch ihre letzten paar Stückchen Gold zum Umwechseln in der Schule mitgegeben hat.“

„Was? Großmutter . . . Großmutter hat . . . noch Gold? Deine Großmutter? Dann habe ich auch noch welches, dann kriegst du auch noch welches zum Umwechseln, . . . Junge,

Er schlürft wild die Gartenwege entlang, tief ins Haus, Otto immer getreu hinterdrein.

Da war der alte Kollsekretär, . . . wie der Schlüssel knirschte im Schloß, . . . und da . . . da kam Gold . . . Gold, ein ganzes Kästchen voll, . . . o, Onkel Julius, schäme dich. Aber das dachte Otto nur. Ganz geduldig und freundlich lächelnd stand er und ließ sich das Geld vorzählen.

„Wenn ich nicht wüßte, daß du ein großer, zuverlässiger Junge bist,“ jammerte der Onkel fortwährend, „dann würde ich dir das nicht so ohne weiteres anvertrauen, . . . aber erst mal unterschreiben, . . . so . . . dreihundert achtzig Mark in Gold, und morgen bringst du mir das Geld, die Scheine, morgen mittag, gleich nach der Schule.“

„Ja . . . aber ja, Onkel,“ versprach Otto feierlich. — — — Dann fuhr er zu Tante Bertchen.

Die hatte richtig ihre Sicherheitskette wieder dreimal umgeschlungen, und es dauerte eine Ewigkeit, ehe die Tür offen war.

„Mit List,“ dachte Otto.

„Ich wollte mal fragen, ob du noch Gold hast, Tante,“ fragte er atemlos.

Sie fuhr sich in die Loden.

„Wo denkst du hin, . . . Jungchen! Gott soll mich . . .“

Aber er redete mittenhinein in den Schwur.

„Dann ist es nur gut, . . . sagt Onkel Julius mit schönen Grüßen. Von morgen ab gilt alles Gold nämlich bloß noch die Hälfte. Die meisten haben es schon umgewechselt, und ich fahre schon den ganzen Tag auf dem Rade umher, um es den

„Junge,“ kreischte das alte Fräulein auf. „Das hätte in der Zeitung gestanden. Dumm lasse ich mich nicht machen.“ „Vielleicht hast du es nicht gelesen . . . vielleicht soll es auch Strafe sein für die Drückeberger und schlechten Patrioten. Was weiß ich?“

Otto stand schon wieder an der Korridortür.

„Du hast ja kein Gold, Tantchen, . . . Dir schadet es ja nichts . . .“

Aber da schrie das Tantchen noch einmal auf. „Das . . . das soll mir keiner nachsagen, daß ich eine schlechte Patriotin bin. Komm, mein Junge! Tausche es mir um gegen Papiergeld! Ich vertraue dir. Ich vertraue dir mein Heiligstes an . . . aus lauter Patriotismus . . .“

Obenauf in dem Wäscheschrank lagen Hemden. Darunter Strümpfe. In einem dieser Strümpfe steckte ein Schlüssel. Der Schlüssel paßte zu einem an die Wand geschraubten Kasten, in dem obenauf Nägel lagen, Bindfäden und Ansichtskarten. Darunter noch ein Fach mit Stopfwohle, und dann endlich ein grüner Beutel, in dem das Gold war. . . .

Wie ein Sieger zog Otto ab. Es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre Tante Bertchen um den Hals beim Abschied gefallen. Aber das hätte Aufsehen erregt, Verdacht erweckt.

Und er hatte auch keinen Sinn fürs Küssen. Nur für das ihm jetzt rechtlich zustehende, geschichtliche Dokument:

„Konnt' ich auch noch nicht Waffen tragen, So half ich doch die Feinde schlagen . . .“

Also hängt es nach kurzer Zeit unter Glas und Rahmen in Ottos Zimmer.

Dom gelobten Lande.

(Hierzu vier Abbildungen).

Unser durch Blut bestiegtes Bündnis mit der Türkei erweckt in erhöhtem Maße das Interesse für die Lande, die dem türkischen Sultanat untertänig sind.

Auch Palästina, das Land in dem Jesus Christus gelebt und gelitten hat, gehört zum türkischen Reiche und damit zum Kriegsgebiet am Mittelländischen Meere.

Jaffa ist seit Salomos Zeiten die uralte Hafenstadt Palästinas. Malerisch dicht am Strande aufsteigend, erheben sich ihre würfelförmigen giebellosen Häuser terrassenartig auf dem Rücken dreier Hügel, von denen der mittlere mit einem grauen kirchenartigen Gemäuer nebst Turm gekrönt ist. Der Hafen selbst ist klein und versandet und wird von einem Kranz schwarzer, felsiger Riffe und Klippen gegen das offene Meer hin abgeschlossen.

Die Entfernung von Jaffa nach Jerusalem beträgt ca. 12 Meilen, die von den meisten Orientfahrern auf der schmalspurigen, eingleisigen Bahn in vier Stunden zurückgelegt werden. Freilich sieht man auf dieser Bahnfahrt sonst nichts von den vielen biblischen Stätten der weiten Philistebene, durch die sie führt.

Kommt der Reisende auf dem kleinen, ärmlichen „Bahnhof Jerusalem an, so sieht er hier von der alten Stadt zunächst nichts. Was sich vor seinen Blicken ausbreitet, ist Neu-Jerusalem mit seinen christlichen Anstalten und den schmutzen und freundlichen Häusern und Gärten der Tempelkolonie. Einen Überblick über die alte Stadt gibt ihm der auf der entgegengesetzten Seite hervorragende Ölberg. Und so wie sich heute von hier aus die Stadt zeigt, wird sie im großen und ganzen auch zur Zeit Christi ausgesehen haben. Ihre Lage zwischen den beiden tiefen Talschluchten Kidron und Hinnom hat sich nicht verändert und der orientalische Baustil ihrer Häuser und Straßen ebenfalls nicht. Das sind dieselben engen Gassen, das sind dieselben hohen Mauern, das ist derselbe altehrwürdige Tempelplatz, der früher den Glanz des salomonischen Tempels gesehen hat und heute den Wunder-

bau der byzantinischen Baukunst trägt; die kuppelüberwölbte Omarmoschee.

Am Fuße des Ölberges liegt, von einer hohen Steinmauer umschlossen, Gethsemane — heute ein freundlicher Garten, in dem sieben mächtige Olbäume mit ihrem Alter von ca. 2000 Jahren bis in die Zeit Christi zurückreichen. Sie sind morsch und hinfällig geworden und müssen durch eiserne Klammern zusammengehalten und durch dicke Steinwälle gestützt werden. — Um sie herum an der Innenseite der Mauer schildern 14 figürliche Darstellungen die Passionsgeschichte Christi. — So still und friedlich, wie diese Außenseite ist, so bunt und lärmend ist das Leben und Treiben in der Stadt. Am Jaffator (an der Bahnhofseite) beginnt die Hauptstraße Jerusalems, die Davidsstraße, von der sich nach einigen hundert Schritten rechts der Markt abzweigt. Zur Linken und im Hintergrunde sehen wir die türkische Citadelle, an deren Stelle sich einst die stolze Königsburg des Herodes erhob. Auf der Straße selber aber spielt sich das ganze bunte lärmende Marktgewühl ab, das jedem, der den Orient kennt, unvergeßlich bleibt. Da sehen wir mit Holz beladene Kamele und Wasser schleppende Esel. An der Mauer des Festungsgrabens sind große Vorräte von Wassermelonen aufgestapelt, und Männer mit rotem Fetz und weiten Pumphosen unter den in allen Farben schillernden Kastans bieten mit lautem Geschrei ihre Oliven und Orangen an, während die „Käffel des Orients“, die verschleierten Frauen sich scheu und ängstlich durch das Menschengetriebe hindurchzwängen. Diesem Markt parallel an der Außenseite der westlichen Stadtmauer führt eine glatte moderne Chaussee gen Süden nach Bethlehem. Sie ist stets belebt von interessanten malerischen Gestalten, unter denen sich vor allen durch Tracht und Haltung, durch Schönheit und Anstand Bethlehems Söhne und Töchter auszeichnen. Da sieht man manch' liebliches Frauengesicht unter langen wehenden Schleiern. — Die Stadt selber, „Bethlehem Ephrata“, die alte „Stadt Davids“, liegt gar freundlich gebettet in einem

größte Beiligung Bethlehem ist die Marien- oder Geburts-



Mädchen aus Bethlehem.

Kirche, an deren Hochaltar eine niedrige Tür den Weg hinab-
weist zu der von Marmorfliesen bedeckten Geburtsgrötte mit
ihrer lateinischen Inschrift auf silbernem Stern am Boden:
„hic de virgine Maria Jesus Christus natus est“
 („hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus
Christus geboren“).

So interessant wie nach Süden, ist auch ein Aus-
flug von Jerusalem nach Osten und Norden. Nach
Osten führt er in 6 bis 7 Stunden zu dem wunder-
barsten Gewässer der Erde, dem Toten Meere. Tot
ist es, weil bei seinem enormen Prozentsatz fester
Stoffe (25 Prozent, meist Salz) kein lebendes Wesen
in seinen Fluten existieren kann — tot auch, weil,
so weit das Auge reicht, kein Dorf, kein Haus, keine
Spur einer menschlichen Ansiedlung zu erblicken ist.
Aber diese großartige Einsamkeit mit ihrem feier-
lichen Schweigen wirkt erhebend auf das Gemüt,
und die herrliche tiefblaue Farbe dieses gen Süden
zu unabsehbaren Wasserspiegels mit seinen schroffen
majestätischen Felsen am Ost- und Westufer macht
ihn zu einem schönen See, erhaben und lieblich zu-
gleich.

Nach Norden zu führt von Jerusalem aus die
Reise in etwa 8 bis 9 Tagesritten durch ganz Palä-
stina bis Damaskus. Auch hier sind es hochinter-
essante biblische Orte, die sie berührt. So wird nicht
weit von Nabulus (dem biblischen Sichem) am Fuße
des Berges Garizim der uralte „Samariter- oder
Jakobsbrunnen“ gezeigt, an dem Christus das Ge-
spräch mit der Samariterin gehabt haben soll. Er
ist eine etwa 25 Meter tiefe, ausgemauerte Cisterne,
zu deren Wasserspiegel man auf Stufen hinab-
schreitet, während aus den meisten andern Cisternen
das Wasser nur durch einen herabgelassenen Eimer
am Strick emporgezogen werden kann.

Am vierten Tage der Landreise ist Nazareth er-
reicht, wieder eine Stätte, welche tief und mächtig
jedes christliche Empfinden ergreift. Das sind die-
selben Hügel, auf denen auch Christus gewandelt
ist; das ist dieselbe Umgebung, die auch er vor
Augen gehabt hat 30 Jahre lang: im Osten der

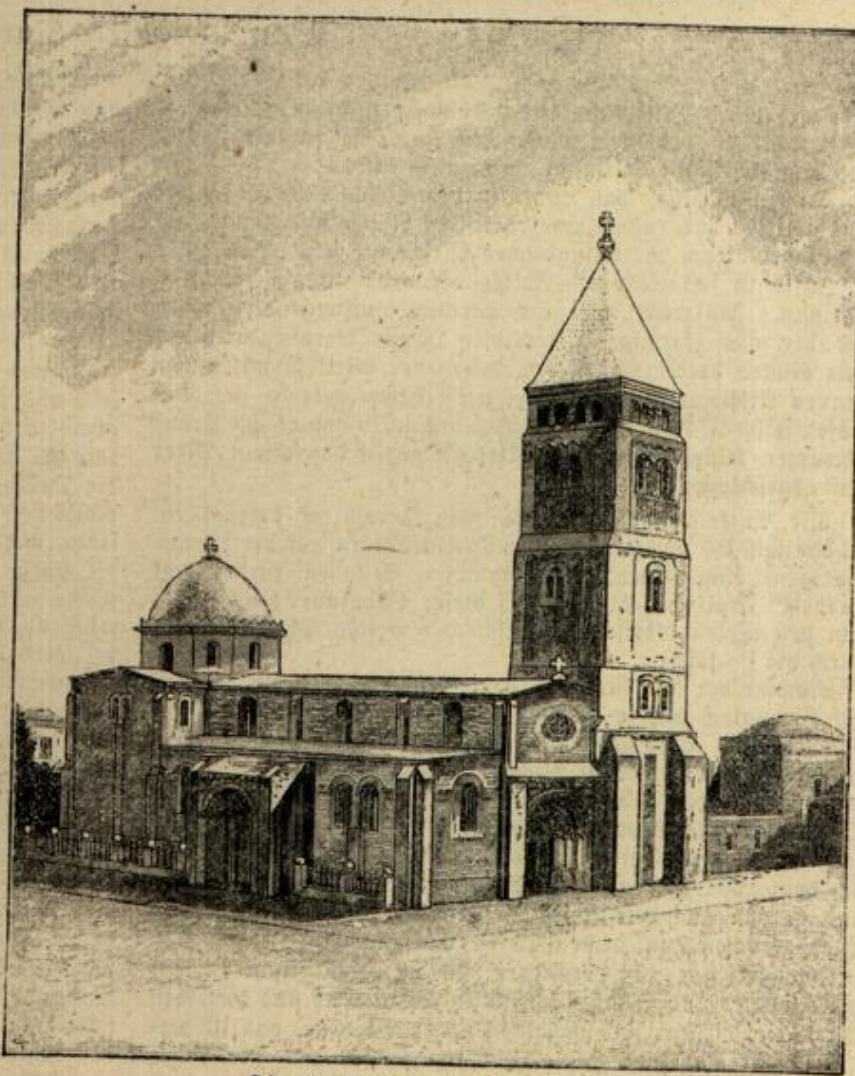
im Westen die Gebirgskette des Libanon. In diesen letzten bei
sich nichts geändert seit Christi Zeit. Und schwerlich wird man
irren in der Annahme, daß — wie der Typus der Häuser und
Straßen — so auch das ganze Leben und Treiben in den engen
schmalen Gassen noch heute dasselbe ist, wie damals. Heute
ist Nazareth eine Stadt von 10 000 Einwohnern, von denen
vier Fünftel Christen sind. Amphitheatralisch erhebt sie sich
am Südhang des Dschebel el Sich, in dessen Kalksteinklüften
sich die weißen Häuser mit ihren flachen Dächern malerisch
einschmiegen.

Ein weiterer Tagesritt führt den Reisenden zu dem schönen
See Genesareth, dessen sonnige Gestade so viele Lebensworte
Christi gehört, so viele seiner Liebeswerke geschaut haben.
Am Westufer zeigt man den „Berg der Seligpreisungen“, die
Stätte seiner Bergpredigt, und am Ostufer auf einem Aus-
läufer der Gauloniterberge den Ort der „Speisung der Fünf-
tausend“. — Am heutigen Tell Hum (dem biblischen Kaper-
naum) vorüber führt nun der anstrengende Ritt noch drei
Tage lang nordwärts über Safed, Baniyas und Kefr Hawwar,
bis endlich am Abend des dritten Tages in märchenhafter
Pracht „die Perle des Orients“ vor dem staunenden Blick auf-
steigt — Damaskus mit seinem Häusermeer und den Hunderten
seiner schlanken Minarets.

„Hauptmann Sternfieber.“

Erzählung von Martin Proskauer (Berlin).

Durch die Aula des Gymnasiums stöhnte ein verhaltenes
Schluchzen und Schnauben von den Plätzen her, wo die
Eltern saßen, als der alte weißhaarige Direktor aufstand
und den Primanern die Zeugnisse überreichte. Denn jeder



Die Erlöserkirche in Jerusalem.

er hat v
in der gerin
des
im Besitz
den hat, Er
Seine Maie
et eine neue
den Grenze
eine Aufgabe h
an, an Euz
an heisse Lie
an heilige W
an heilige W
an und Euz
aber befreier
in Sage!

Freilich ist
anlich, daß
et begonnen
zum Tag jun
die Schwierig
Schwieriges ist
twilligen Führ
den Verbündete
Wenn nun
güte von ant
wischlag erklä
Schwierig. M
da sind die Ve
zu werden na
bedeutendst
in kindliche S
Einfache bish
hat erfüllt ist

Nichts Neu
Großes Han
Bei Jan (H
Vervorbere
dem Feuer n
Durch die
Seins) verur
taten erheblic
den getötet, fü
schwer verlegt
Im Anstich
lungen wurde
Soutout in
vom Feinde g
auf dem ö
am 31. März
der Feindliche
verwundet u
den in diesem
gen zur größ
mutterte Gegen
wels und de
man. Ab

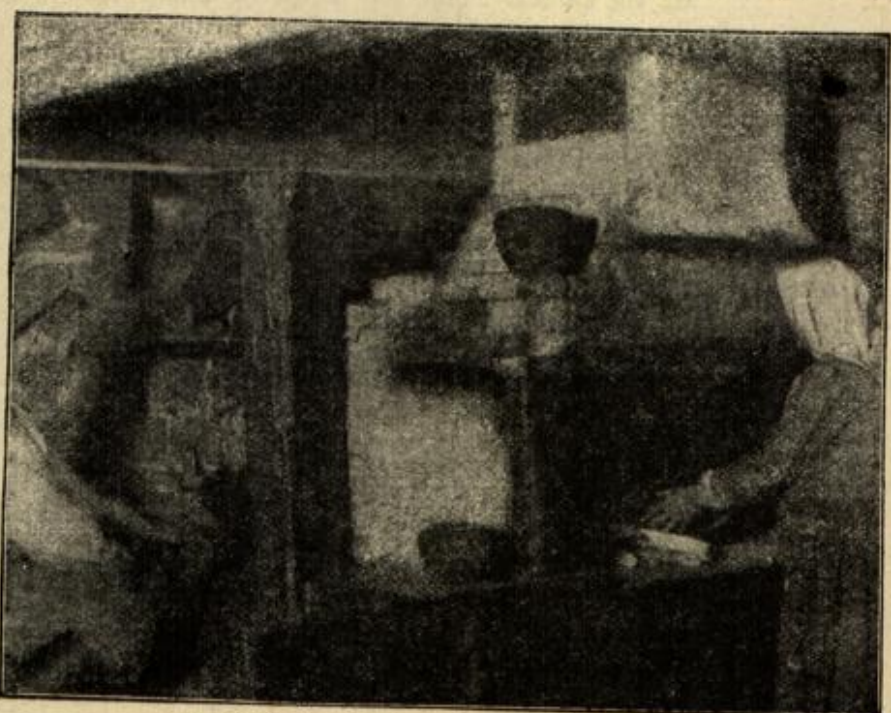
schon in das Steig
ment eintreten, bei
dem sie sich alle als
Kriegsfreiwillige
gemeldet hatten.

Da bestieg der Or
dinarius der Quarta
das Podium. Straß
aufgerichtet, selbst
noch jung, mit leuch
tenden Augen, sah
er auf die kleine
Schar der Schüler
vor ihm. Ueber der
Leutnantsuniform,
die er trug, leuchtete
grell eine breite
weiße Binde, in der
sein linker Arm
schwer und unbe
weglich lag.

„Liebe Schüler,“
sagte er mit klin
gender Stimme,
„Liebe Schüler und
morgen schon liebe Kameraden, unser Herr Direktor hat
mir den Auftrag erteilt, Euch als Lehrer und Soldat
ein Schlußwort auf den Weg zu sagen. Ihr braucht keine
Angst zu haben, daß ich eine gelehrte Rede über den Helde
nmut der alten Griechen oder dergleichen halte; denn ich sage
Euch, Taten, wie sie heute dort draußen geschehen, und
Männer, wie sie heute im Felde sich schlagen, hat es größer
auch in der Vorzeit nicht gegeben. Und statt eines Vortrages
möchte ich euch ein kleines Erlebnis erzählen, das mir selbst
innerlich mehr gegeben hat als alles Schlachtengewühl. Und
ich glaube, daß es mit daran schuld ist, wenn der Rest von
jugendlichem Überschwang, der in mir war, in Ernst verwand
elt wurde.

Ich war damals aus dem Lazarett entlassen worden, weil
mein Arm schuß so gut wie geheilt erschien und wurde auf
mein Bitten hin feldtdienstfähig geschrieben. Aber ich kam
nicht mehr in den Schützengraben, sondern zu einer Muni
tionskolonne, die immer zwischen Front und Etappe hin und
her pendelte. Das war mir nun sehr langweilig, und ich zer
brach mir den Kopf, wie ich wieder fortkommen könnte.

Plötzlich gab es große Truppenverschiebungen; der Feind, der
einen Durchbruch befürchtete, ging zurück, und unser Arme
eführer jagte ihm zunächst einmal ein paar Regimenter in Eil
märschen nach, die dem abziehenden Feind auf den Hacken
bleiben sollten. Und zu den Kolonnen, die dem Verfolgungs
trupp Munition nachschafften, gehörten auch wir.



Herbststelle in einem russischen Bauernhause

Hafen und Stadt Jaffa. (Siehe Aufsatz auf Seite 10.)



Aber wenn ich gedacht hatte, daß es nun eine fröhliche
Jagd ins Feindesland hinein geben würde, so hatte ich mich
geirrt. Denn wir wurden mit einer schweren Proviant
kolonne zusammengeköpelt, und die Führung übernahm ein
alter graubärtiger Landwehrhauptmann, der Leiter dieser
„Bäckereifiliale“, wie wir sie oft genug ingrimmig nannten.
In Zivil war der Hauptmann Professor an einer Sternwarte
und, da unsere Mannschaften sein Interesse für den Sternen
himmel natürlich gleich herausgefunden hatten, hieß er bei
ihnen nur noch „Hauptmann Sternkiefer“. Wir jungen Leut
nants nahmen die Bezeichnung, die uns damals höchst ver
ächtlich erschien, unter uns begeistert auf. Denn was Haupt
mann Sternkiefer mit Marschordnung, Seiten
deckung und Patrouillenreiten trieb, ging uns
allen über die Geduld.

Wir hätten an seiner Stelle herausgeholt,
was Pferd und Mann hergeben konnten, um
hinter unserer Truppe herzukommen, statt dessen
gab es fortwährend Sicherungsposten, Aufklären
rechts und links, selbst wenn die Landstraße
blank wie ein Tischtuch vor uns lag. So kam es,
daß Hauptmann Sternkiefer bei uns jungen Offi
zieren — ich will nicht sagen, in den Verdacht
der Feigheit kam — aber als ein Ebenbild jenes
römischen Feldherrn Quintus Fabius erschien,
der seines Zauderns wegen den Beinamen
„Cunctator“ erhielt.

Also Hauptmann Sternkiefer zauderte seinen
Weg entlang. Einmal, als wir in der Nähe einer
Brücke wieder kostbare Zeit mit Herumschnüffeln
verloren, erlaubte ich mir die Frage, warum wir
nicht einfach eine Handvoll Geiseln aus dem
nächsten Dorf holten, die für die Sicherheit der
Brücke bürgen müßten. Hauptmann Sternkiefer
sah mich nachdenklich durch seine Brille an, dann
setzte er mir auseinander, daß es das gute Recht
des Feindes sei, jene Brücke zu minieren, daß die
Dorfbewohner ja nichts davon zu wissen brauch

ten und so weiter. So war es, als ob mein Pferd ^{gerade} durchbrechen konnte. Diese Angstreiter war nicht mehr zu halten. Schließlich, ein bißchen riskiert ja jeder im Krieg, und wer das nicht ertragen kann, soll nach Hause gehen. So brummen wir Leutnants untereinander. Wäre es nach uns gegangen, so wären wir mit Holla und Hussa durch das stille Land gebraust, denn weit im Umkreise war niemand zu sehen, und es passierte nichts.

Und wir wären früher, als vorgeschrieben, an die Truppe herangekommen, denn „noch schneller als befohlen“ erschien uns als der Inbegriff der soldatischen Höchstleistung. — Bis wir an die Brücke über den Pelouze-Bach kamen, da lernten wir alle um. Und Hauptmann Sternkniefer war unser Lehrer.

Über den Bach gab es nämlich keine Brücke mehr. Die lag in Dreck und Splintern im Wasser, und wir mußten eine Furt suchen. Das ging schnell genug, denn breite Wagenspuren führten deutlich sichtbar an einer sandigen Uferstelle ins Wasser hinein.

Natürlich gab es auch hier wieder großen Aufenthalt. Der Hauptmann schickte die Aufklärer über das jenseitige Ufer vor, weil dort Buschwerk war. Dadrinnen konnte ja ein feindliches Armeekorps stecken, sagten wir uns höhnisch. Aber nicht einmal die Furt durften die Reiter benutzen, Hauptmann Sternkiewer jagte sie oberhalb der ehemaligen Brücke durch das tiefe Wasser.

Inzwischen hielt der Hauptmann auf seinem Gaul, einem knöchigen hohen Ostpreußen, am Ufer und stierte in das Wasser. Wir standen neben ihm und machten halblaut Wiße, die er gar nicht zu hören schien. Nach zwei Stunden kam die Patrouille zurück, natürlich war weit und breit nichts zu sehen gewesen. Wir seufzten erleichtert auf, denn nun konnte es doch endlich durch den Bach und weiter gehen.

Da richtete sich Hauptmann Sternkiewer auf und kommandierte:

„Aufgejessen! Ganze Kolonne kehrt und 300 Meter vom Ufer zurück. Dort haltmachen und warten!“

Und ehe wir noch eine Erklärung dieses Befehls erwarten konnten, gab er seinem Pferd die Schenkel und ritt langsam auf den Bach zu und ins Wasser.

Nun, wir mußten zunächst natürlich gehorchen und nahmen die Wagen, wie befohlen, zurück. Das war schnell geschehen, dann stellten wir uns seitwärts auf einen Lehmhügel, von dem man das Gelände übersehen konnte.

Da ritt Hauptmann Sternkiefer, halb vom Sattel hängend, im langsamen Schritt im Wasser auf und ab. Und während er sein Pferd immer wieder in der Furt hin und her lenkte, strakte er angestrengt in das Flußbett herunter. Wir sahen uns erstaunt an.

„Was macht er denn da?“ fragte einer.

„Ich glaube, er sucht *Minen*,“ sagte ein anderer und dachte einen *Witz* damit zu machen.

Im ersten Augenblick wollten wir lachen, denn das Bild des alten Hauptmanns, wie er da schief im Sattel hängend im Wasser herumratschte, war zu komisch. Aber das Lachen wollte aus unseren Kehlen nicht recht heraus. Ich spürte ein Schreckgefühl.

Zum Teufel — es konnte doch wirklich eine Mine im Flugsbett liegen! Und wenn das Pferd auf die Zündung geriet — wurde uns allen plötzlich heiß.

Dabei ritt der Hauptmann immer noch im Wasser, ruhig und unbeirrt, zehn Meter runter, zehn Meter rauf, und immer ein bißchen weiter dem anderen Ufer zu. Daß dort die rechte Furt war, sahen wir, denn das Wasser reichte dem Pferd noch nicht an den Bauch.

So verging wohl eine Viertelstunde. Ich glaube, uns allen sah es wie ein dicker Aß im Halse, und wir starrten jetzt auf das Wasser, das zwischen den Pferdebeinen aufspritzte. Koant-

den, die den Hauptmann weghießen wie eine Wunde? —

Der Mann dort war weitaus der älteste von uns, verheiratet, hatte eine Frau und kleine unverförgte Kinder zu Hause — wie durfte der sich so in Gefahr begeben?

Da hielt der Hauptmann sein Pferd an und winkte zu uns herüber. Ich preschte hin und wollte dem Hauptmann etwas sagen, ihn bitten, solche gefährlichen Sachen uns zu überlassen — lauter unsinniges, unmilitärisches Zeug dachte ich — aber da rief er mir schon zu:

„Halt, Herr Leutnant, nicht näher! Bitte schicken Sie mir sofort den Feuerwerker mit einer Drahtsichere!“

Und es lag in seiner Stimme, die sonst halbblau, fast schüchtern war, ein Klang, der mir neu war, etwas Festes, Hartes, das mich einfach schweigen hieß. Ich machte kehrt und gleich darauf war der Feuerwerker mit der Schere da. Der Hauptmann zog seinen Degen und steckte ihn an einer Stelle ins Wasser, dann ritt er langsam zum Ufer, wo er abstieg, dem Feuerwerker sein Pferd zum Halten gab und mit der Schere in den Bach zurückstiefelte. Dort, wo sein Degen steckte, bückte er sich, fuhr mit den Händen ins Wasser und richtete sich gleich wieder auf. In den Händen schien er etwas wie ein langes Stück Draht zu halten. So ging er langsam, unendlich vorsichtig, Schritt für Schritt zur Seite. Am Ufer wickelte er das Drahtende um einen Baumstamm, dann kam er langsam auf uns zu, stieg auf sein Pferd und ritt zur Kolonne. Sein Kommando hallte über die Straße, gleich darauf rückten die Gänge an, die Wagen platschten mit Hülse und Hott in den Bach und auf der andern Seite wieder heraus.

Ich war als Schließender hinter dem letzten Wagen geritten und wollte gerade in die Furt, als mich der Hauptmann anrief:

„Bitte, Herr Leutnant, bleiben Sie hier, ich möchte Ihnen etwas zeigen!“ — —

Inzwischen war unsere Kolonne in den Büschen jenseits des Ufers verschwunden. Der Hauptmann stieg ab, nahm den Tragt, den er um den Baum gewickelt hatte, und stieg wieder auf. Dann ritten wir langsam zurück. Schließlich hieß er an und sagte:

„Wissen Sie, was ich vorhin im Bach gefunden habe? Achten Sie auf Ihr Pferd, jetzt geht's los!“ —

Er riß an dem Draht, und unten im Wasser der Furt brüllte es auf. Die Ufer bebten, Sand, Steine und Gebüsch flogen hoch und prasselten wie Blik und Donner herunter. Ich war von dem ruchtbaren Knall noch wie betäubt, als ich des Hauptmanns ruhige Stimme hörte:

„Das war eine Flattermine, Herr Leutnant! Weil mir die Wagenpuren in die Furt hinein zu einladend deutliche sahen, befürchtete ich etwas Ähnliches, deshalb ließ ich die Patrouille nicht durch die leichteste Stelle. Und weil das Aufsuchen zu gefährlich ist, habe ich es lieber selber gethan. So ein Ding liegt halb im Flußbett, und quer im Wasser ist der Draht gespannt — ein Fußtritt — und das Unglück ist geschehen. Wenn unsere Kolonne auf diese Sprengladung geraten wäre, so wäre jetzt nicht mehr viel davon übrig!“ —

Er sah mich mit ruhig lächelnden Augen an, und in diesem Augenblick, liebe Schüler, war mir unser alter Hauptmann Sternkrieger der Inbegriff der Pflichttreue als Mensch und Soldat."

Der junge Ordinarius in der Leutnantsuniform machte eine Pause und rückte den verwundeten Arm in der Binde zurecht, dann beugte er sich über das Podium zu den Knabenköpfen, die alle mit heißen Gesichtern zu ihm emporstarrten.

„Ich will keine Schlussfolgerung an meine Geschichte knüpfen, liebe Jungen, ich sprach als Kamerad zu euch, nicht als Lehrer. Aber wenn ihr verstanden habt, was ich euch sagen wollte, so habt ihr genug daraus gelernt!“

Schicks.

STARS & STRIPS.

Maria Kahle, Rio de Janeiro.

Bon A. Etmer.

Je nach ihrer Veranlagung leistet sie körperliche Arbeit, was bei dem Mangel an geeigneten Kräften sehr willkommen ist. Oder sie nimmt sich der Verwundeten, der Belümmerten und Trostsuchenden auf ihre eigene Art an, indem sie sich ans Krankenbett setzt, die Kissen aufschüttelt, hier ein

Ist auch manchen Menschen der Mund wie mit sieben Siegeln verschlossen und liegt es nicht in seiner Natur, sich mitzuteilen, so gibt es doch wieder mittelstämme Menschen, denen das Sichausprechen ein Bedürfnis ist. Das Tactgefühl läßt wohl die richtige Behandlungsweise erkennen, und man merkt es den Verwundeten recht bald an, wie sie genommen sein wollen. So tausendfach verschieden ist auch ihr Inneres gestaltet. Zürißhaltung beim Fragen, Vorzicht bei Auskunftserteilung, Zartgefühl beim Schenken, Aufmerksamkeit bei jeder Hülfeleistung, kein lautes Lachen, keine Geschwähzigkeit in den Krankenzimmern, — wie vielerlei gibt es zu beachten und zu vermeiden! Aber alle Dankschentenkenntnis nützt nichts, wenn das Herz nicht auf dem richtigen Fied und ganz bei der Sache ist. Dies ist aber glücklicherweise bei unseren tüchtigen, opferfreudigen jungen Mädchen der Fall, und des sind wir Alten froh.

Für die Küche.

Verwendet die Brotreste! Eigentlich sollte es heutzutage keine Brotreste geben, denn es gehört zur guten vaterländischen Erziehung — und wer wollte nicht gut erzogen sein! — auch nicht den kleinsten Bissen Brot beiseite zu legen. Wer aber Brotreste als Viehfutter verwendet, handelt gewissenlos. Wer Brot in die Abfälle wirft, ermangelt jeglichen Verantwortlichkeitsgefühls. — Wenn es wider alles Erwarten in einem Haushalt Brotreste geben

Landwirthschaft.

Alte Waschschwämme zu reinigen. Man nimmt in mit lauem Wasser gefüllte Waschbecken 2 Gramm übermangan-saures Kali, wäscht darin den Schleim aus den Schwämmen, nimmt sie heraus und schüttet in dasselbe Wasser 20 Gramm Sauerkeesalz, wäscht die Schwämme darin wieder aus, drückt sie aus und schüttet zu dem Wasser Kali und Sauerkeesalz, sowie etwa 50 Gr. Salzläure, worin die Schwämme nochmals ausgewaschen werden. Hierauf werden sie in Regenwasser nachgepült.

Exprobles.

Eine praktische Fleckenseife kann man sich auf folgende Weise leicht selbst herstellen. Man fängt einen Eiter Regenwasser auf oder kocht einen Eiter Wasser ab. Dann schüttet man 50 Gramm kohlensaures Natron hinein und schabt 500 Gramm weiße Seife, die man ebenfalls dem Ganzen zusetzt. Zum Schluß kommen noch 6 wohlgeschlagene Gelbeier hinzu. Man löst diese Masse nun so lange kochen, bis sich die Seife zerlegt hat. Um die Seife zu parfümieren, füge man etwas Bergamottöl oder Lavendelöl hinzu. Um die Seife zu formen, nehme man eine kleine Porzellanform und schütte die weiße Masse hinein, nach dem Erkalten ist sie vollkommen gebrauchsfertig.

